

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 18 (1938-1939)
Heft: 10

Artikel: Woran leidet Frankreich? : Bemerkungen eines Elsässers
Autor: Kiener, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158546>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Woran leidet Frankreich?

Bemerkungen eines Elsässers.

Von Fritz Kiener.

Wenn ich als Elsässer mich über Frankreich äußern soll, so möchte ich von vornherein betonen, daß ich zwar durch meine Familientradition von jeher, und noch ehe es von Vorteil war, ein Gefühl der Zugehörigkeit zu diesem Lande empfand, aber mir stets bewußt blieb, wie vieles und sogar Wesentliches an dieser schwerzufassenden und in sich widerspruchsvollen Nation für mich unerklärlich ist. Immerhin wird mir der Leser vielleicht zugestehen, daß die aphoristischen Bemerkungen, die ich folgen lasse, als die Betrachtungen eines Grenzbewohners, der auf die französischen Fehlleistungen mit einer gewissen Leidenschaft reagiert und ohne den Trost einen Ausweg zu finden, einigen Wert haben mögen, wennschon sie vielleicht auch anderwärts zu lesen sind und ich mir keineswegs schmeichle, über den französischen Staat und seine Gebrechen Neues oder gar Grundlegendes beizubringen.

Ich blättere in einem der letzten Hefte einer Pariser Zeitschrift und bin wie immer sofort im Bann dieser unerreichbaren französischen Anmut, der feinen Ziselierung der Gedanken, des Reichtums an Geist, der geradezu berauschenden Schönheit der Sprache. An erster Stelle finde ich einen militärtechnischen Artikel mit drei Sternen gezeichnet, also von einem General geschrieben, von jener geschlossenen Durchdrachtheit, wie sie fast allen Schriften aus französischen Offizierskreisen eignet, deren Lektüre selbst dem Laien nicht nur zum Vergnügen, sondern auch zur Belehrung dient. Aber da steht irgendwo in der Revue die Studie eines sehr bekannten Mannes, eines zukünftigen Senators, wie man sagt, also eines Mannes nicht ohne politischen Ehrgeiz, über das Abkommen der vier Großmächte zu München vom 29. September unter dem Titel *Les gagnants de Munich*. Alle, so heißt es da, haben bei diesem Pakt gewonnen: Deutschland, Italien, England, aber auch Frankreich; ja es fehlt nicht viel, daß auch die Tschechoslowakei zu ihrer Zerstückelung aufs freundschaftlichste beglückwünscht wird. Also während Frankreich, zwar nicht die erste, aber die schwerste Niederlage seit zwanzig Jahren erlitt, eine Niederlage, der noch andere und schwerere folgen können, während wir, ich weiß nicht ob viele, in fassungsloser Bestürzung nach dem unmöglichen Retter ausschauten, wiegte sich der Graf

de Jels — denn das ist der Verfasser — in dem glücklichsten und durch nichts getrühten Optimismus und sucht nun auch seine Leser in dieselbe Ruhfeligkeit einzufüllen. Wie oft wurde ich in diesen aufregenden Septembertagen des vergangenen Jahres an die für unser Land düstere Prophezeiung des schwedischen Staatspolitikers Kjellén erinnert, die er bald nach 1918 niederschrieb: Je weiter man sich von dem Kriege entferne, umso offensichtlicher werde es sein, daß der große Verlierer dieses Krieges — Frankreich sei!

Er verlohnt sich nicht, auf den Viererpakt von München des näheren zurückzukommen. Auch wenn einmal die Akten vollständig veröffentlicht sind, wird man kaum viel klüger sein als schon jetzt; das Wesentliche wird ja in den Verhandlungen doch nur angedeutet und nur halb ausgesprochen worden sein. Es wird wohl so sein, daß die Sache der Tschechoslowakei von vornherein verloren war. Ein Zweifel hierüber konnte kaum mehr bestehen, als man im Juli von dem Unfug der Mission Runciman zu hören bekam und der edle Lord nach Böhmen fuhr, um dort festzustellen, was wir alle seit jeher wußten, nämlich, daß die Deutschen und die Tschechen sich spinnefeind sind und daß die tschechische Regierung schwere Fehler — seit zwanzig Jahren! — begangen hatte.

Der Reichsführer hat die Witterung für die undichten Stellen, und dort rückt er vor, Schritt für Schritt. Er kennt die Einbruchsstellen, wie in England, so in Frankreich. Da ist der Graf de Brinon, den noch jüngst eine französische Zeitung als den Handlanger und Agenten Hitlers in Frankreich zu bezeichnen wagte; da ist Herr Alphonse de Chateaubriant, dessen Verftiegenheit mit einem Lächeln quittiert werden mag, jedenfalls aber über den Grad oder den Mangel französischer Urteilskraft doch wohl unrichtige Vorstellungen in Deutschland verbreiten hilft; da ist Herr Flandin, der, vielleicht ein Mann von Gewicht, über die Beziehungen zu Deutschland ein Urteil haben könnte, das nicht gerade an der Oberfläche liegt; da sind die vielen, allzuvielen „présidents des anciens combattants“, die jahraus, jahrein über den Rhein fahren, um die Friedensschalmei zu blasen.

Gegen die Aktion der offiziellen und inoffiziellen französischen Agenten in Deutschland ließe sich kaum etwas einwenden, wenn man überzeugt wäre, daß ihre Geschäftigkeit als der Ausdruck einer staatsmännischen Überlegung und nicht vielmehr als das bedenkliche Symptom unserer Ziel- und Ratlosigkeit und eines persönlichen, sachlich nicht immer begründeten Geltungsdrangs und, Gott weiß, welch' anderer verborgener Motive zu gelten hat. Auch beobachtet man nicht ohne Beschämung, wie dieser Betätigungsdrang erst durch die Regierung Hitlers geweckt wurde. Daß unsere Zeitungen, die sonst den deutschen Wünschen nie ein Entgegenkommen gezeigt hatten, einer plötzlichen Erleuchtung folgend in den Krisenmonaten nun ebenfalls umschwankten und das seit zwanzig Jahren gehätschelte Böhmen ohne weiteres preisgaben, und daß schon deshalb die französische öffentliche Meinung keine kriegerischen Impulse aus sich heraus zu entwickeln ver-

mochte, ist nicht minder eine jedermann bekannte Tatsache. Als sich aber infolge eines Regiefehlers die Lage dann doch bedrohlich zuspitzte und die allgemeine Mobilmachung vor der Türe stand, da wußten die Herren Chamberlain und Daladier die Lage wieder einzurenken, was kein Kunststück war, da sie in ihrem Herzen und in ihrer Seele längst schon den französischen Verbündeten, den Tschechen, geopfert hatten.

Was in München selbst geschah, ist für den Beobachter ohne Interesse. Es werden in der Verhandlung, in der sich nun der Reichsführer und der französische Ministerpräsident von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden, alle die Fehler, die von den Franzosen immer wieder gemacht werden, wenn es zur Verhandlung zwischen ihnen und den Deutschen kommt, auch damals wieder zum Vorschein gekommen sein: der vorsichtige französische Konversationston, der alle Ecken von vornherein abbiegt, das in der Schwebe-laffen der grundlegenden Fragen, das Lavieren, die Diplomatie, die letzten Endes und entgegen der französischen Vorstellung doch keine Entscheidung bringt, ja — ich behaupte — die vollkommene Indifferenz und Teilnahmslosigkeit, die der Franzose einem fremden und insbesondere dem deutschen Naturell gegenüber bekundet. Aber es hat keinen Wert, sich über diese Modalitäten Gewißheit verschaffen zu wollen, da sie in diesem Falle ohne Bedeutung waren und das Resultat der Münchener Besprechung, noch ehe die Verhandlung begann, von vornherein feststand.

Der Krieg war noch immer ein unsicheres Spiel. Aber diesmal und bei dieser Bewährungsprobe wären nach menschlicher Voraussicht die Mittelmächte zusammengebrochen. Vor mir liegt das Oktoberheft des „Allmannischen Kulturberichts“, herausgegeben von der Universität Freiburg im Breisgau. Da es sich mit den Zuständen in der Schweiz und in Elsaß-Lothringen während der Monate August und September beschäftigt, kommt es auch auf die französische Mobilmachung zu sprechen und schildert nach den Berichten Basler und Lothringer Zeitungen die Panik unserer Bevölkerung, die durch die Vorgänge bei der Mobilisierung und Einkleidung der Truppen nur immerzu gestiegen sei. Raum größeres Gewicht wird man dem Zeugnis unserer eigenen Regierung beilegen, die nachträglich die Unzulänglichkeit ihrer Politik zu rechtfertigen sucht, wenn sie — zwar vorsichtig — durchblicken läßt, daß die französische Militärrüstung dem deutschen Gegner nicht gewachsen gewesen wäre. In der Tat scheint es noch jetzt schlimm zu stehen um die französische Luftflotte, obwohl der verhängnisvolle Minister Got bereits vor längerer Zeit ausgeschieden wurde. Das ist eine geradezu unglaubliche und für das französische Volk und sein Regierungssystem demütigende Tatsache. Auch an der wirtschaftlichen Vorbereitung soll es immer noch fehlen. Im übrigen nehme ich von vornherein als selbstverständlich an, daß Frankreich nie im Ernstfalle seine Rüstung beendet haben dürfte, eine französische Mobilmachung und Einkleidung sich niemals mit der Straffheit eines deutschen Ordnungsdienstes abwickeln wird, und daß auch im Kriege selbst, während schon die Wag-

schale des graujigen Schicksals sich hebt und jentst, der „tumulte gaulois“ verhängnisvoll durchbrechen kann, — aber da ich nun einmal weiß, daß es ein vergebliches Bestreben wäre, aus den Franzosen Deutsche zu machen, so nehme ich sie für das, was sie in Wirklichkeit sind: erfindungsreiche Improvisatoren, Soldaten, die sich in jeder Lage, auch der bedenklichsten, mit Leichtigkeit zurechtfinden, und Offiziere, die auf ihre manchmal etwas schwierige Mannschaft instinkt- und erfahrungsgemäß eingeschult sind.

Das französische Offizierskorps, vielleicht der letzte, aber starke Pfeiler von Frankreichs Größe, scheint bis jetzt, wenigstens im Wesentlichen, intakt geblieben zu sein. Es zeigt sich auch darin unseres Landes unerschöpfliches militärisches Genie, das sich fortzeugend immer wieder neu gebiert. Ich komme jedes Jahr mit einem guten Duzend Offizieren in unmittelbare Berührung; es sind Offiziere, die sich von den verschiedensten Truppenteilen und Generalstäben an die Straßburger Universität abkommandieren lassen, um ihre Kenntnisse in der deutschen Sprache und über Deutschland selbst zu erweitern. Wenn ich als Laie mir ein Urteil bilden darf, so würde ich meinen Eindruck dahin zusammenfassen, daß es ein hochintelligentes, durchgebildetes und bei allem Schwung kühl, nüchtern und sachlich urteilendes Offizierskorps ist, sicher von keinem andern in der Welt zu überbieten. In dieser Körperschaft hat sich sogar in dem auflösenden und zerlegenden Klima der Dritten Republik noch ein Teil der lebenswichtigen Traditionen, auf denen die Stärke eines Staates beruht, in ungebrochenem Zustand erhalten, also daß man Offiziere findet, die auf eine stolze Ahnenreihe von Soldaten zurückschauen. Noch letztes Jahr erzählte mir ein Graf aus der Languedoc, daß seine Familie seit der Regierung Philipps des Schönen, also seit dem 14. Jahrhundert, in der Armee und damit dem französischen Vaterlande diene, und daß sich in der Zeit des ersten Kaiserreichs mit ihrem alten Soldatenblut das Blut eines der bekanntesten napoleonischen Marschälle vermischt habe. Er erzählte mir von dieser rühmlichen und für mich aufschlußreichen Familientradition mit der Schlichtheit des guterzogenen Franzosen als einer Geschichte, von der man nicht eben viel Aufhebens zu machen habe.

Ist man, so gut es eben geht, in den Geist der französischen Armee eingedrungen, und da doch jedermann wissen könnte, daß Fehler und Vorzüge stets nahe beieinander liegen, so lasse man sich durch die Kritik an dem, was in und hinter den Maginotlinien in den Septembertagen geschah, und durch die Kritik an den Maginotlinien selbst nicht über Gebühr beeindrucken; soviel ich mich über den Gang der Dinge an unseren Grenzen habe orientieren können, das Wesentliche war sofort geschehen: die Offiziere nahmen die Mannschaften ohne weiteres in die Hand, die Artillerie war überall zur Stelle, die Stunden der Beschießung waren im Süden, Norden und Westen aufs genaueste geregelt, und es war begründete Hoffnung im französischen Offizierskorps, daß die Siegfriedlinie in den Grund und Boden geschossen werde — damals im September! Der Rest stand bei dem

Gott der Schlachten und einer Weltkonstellation, die so günstig für Frankreich vielleicht nie wiederkehren wird.

Aber, so hat uns der für den französischen Zusammenbruch in erster Linie verantwortliche Mann, der Außenminister Bonnet, auf dem radikal-sozialistischen Parteitag von Marseille belehrt, England hätte uns im Kriege allein gelassen. Solange uns nicht bewiesen wird, daß die französische Regierung mit rückhaltloser Entschlossenheit, die auch vor dem Letzten nicht zurückschreckt, England auf den bitteren Ernst der Lage aufmerksam gemacht hatte und auf die Unmöglichkeit, das den Tschechen verpfändete Wort Frankreichs zu brechen, fehlen der Behauptung des Außenministers die nötigen Unterlagen, und wird unsere Überzeugung nur gestärkt, daß nie eine Erklärung von irgendwie entschiedener Form von Paris nach London abgegangen ist und man dort wie hier darin einig ging, wenn es auch vielleicht nicht in Worten ausgesprochen wurde, in keiner Weise für die Tschechoslowakei in den Krieg zu gehen, welcher Krieg übrigens bei einer entschiedenen Haltung der Westmächte kaum in Frage gekommen wäre.

Im übrigen sei zugegeben, daß England in seiner Einstellung zu dem französischen Interessentenkreis kein unbedingtes Vertrauen verdient, wie es denn, erst wenn seine eigenen Belange gefährdet werden, fast regelmäßig die unbefiegbare Stärke der französischen Armee der Welt verkünden zu müssen glaubt, uns selbst aber auf die trotz aller deutschen Zusicherungen ewig bedrohte Rheingrenze freundschaftlichst aufmerksam macht. Dem englischen Spiel aber kommt unsere superkluge Advokatenpolitik entgegen, die unsere Außenpolitik wie ein knifflisches Geschäft unter Handelsleuten führt, bei welchem man ab und zu gibt und mehr an den augenblicklichen Gewinn als an die Zukunft denkt, damit aber den Eindruck erweckt, daß es uns an innerer Sicherheit fehlt und hinter unseren Worten kein Ziel und keine Überzeugung als ein „rocher de bronze“ steht. Wie viele „Niemals“ haben wir seit zwanzig Jahren aus dem Munde französischer Minister gehört und wie oft ist diesen Imperativen ein klägliches Verstummen gefolgt!

Da wir und solange wir den Engländer als den König in unser politisches Brettspiel eingestellt haben, dieser aber nicht gewillt scheint, andere denn verklausulierte Zusicherungen zu machen, es auch offenbar bis auf weiteres für sehr bequem hält, den französischen Partner „hängend und bangend in schwebender Pein“ zu lassen, so wäre gerade ein energisches und zielbewußtes, weil sachliches Auftreten in London nicht nur empfehlenswert, sondern das dringende Gebot der Stunde, widrigenfalls wir Gefahr laufen, in Wahrheit das zu werden, was ein wichtiger Freund als eine bereits selbstverständlich gewordene Tatsache mir gegenüber in die Frage gekleidet hat: „Frankreich? Englands Söldnerheer — aber ohne Sold!“

Wenn ich richtig beobachte, spricht der gewitzigte Franzose nicht gern über Dinge, die er nicht aus eigener Anschauung kennt und über die er sich keine Gewißheit verschaffen kann. Zu solchen Arkana gehört nach seinem

Dafürhalten auch die auswärtige Politik, die er willig einigen Berufspolitikern und Journalisten überläßt und, wennschon er auf sie zu sprechen kommt, am liebsten in der Form vorsichtigen Abwägens diskutiert, wozu auch die unverbindliche Schlußfolgerung gehört: „Es komme ja immer anders, als man denkt“. Dieser gemächliche Skeptizismus hütet sich vor den Ausschweifungen der Phantasie und der übertreibenden Angst, die, so hat der auch schon vorsichtig auf der mittleren Linie sich haltende Montaigne gewarnt, „engendre de terribles éblouissements“, weist aber in der Ausübung manche üble Rehrseite auf, etwa in dem Fall, der uns im Augenblick beschäftigt, daß sich die öffentliche Meinung Frankreichs in den Septembertagen der Größe des Einsatzes im Spiele der hohen Politik gar nicht bewußt werden wollte. Es ist nicht von ungefähr, daß die auswärtigen Berichterstatter nach Hause melden mußten, Frankreich scheine sich keine Rechenschaft über die Folgen seiner Verzichtspolitik zu geben. Hingegen beobachtet man, wenn sogenannte Fragen der Weltanschauung zur Diskussion stehen, dann die Nation am raschesten aufschäumt und sich erregt.

Sollte es Deutschland gelingen, seinen großangelegten Ostplan bis zum Ende durchzuführen, so würde es damit zugleich, aller Voraussicht nach, die Herrschaft über Europa und darüber hinaus antreten. Den vielen Skeptikern in unserem Land dürfte das überlegene Lächeln ob solcher Zukunftspanthasien vergehen, wenn sie das beschämende Fazit der letzten Jahre ins Auge zu fassen imstande wären. Schon einmal — es war im 10. Jahrhundert in den Tagen der sächsischen Könige — hat Deutschland mit wenigen gutgezielten Schlägen und auf Grund einer komplexen Diplomatie und schon damals gestützt auf die stärkste Armee und sein schier unglaubliches Organisationstalent die Vormacht in Europa in wenigen Jahrzehnten errungen und dann über 250 Jahre festgehalten. Im Falle der Wiederholung eines so gewaltigen Gelingens würde, in der Perspektive der künftigen Zeit, der Viererpakt von München an den Ausgangspunkt zu stehen kommen.

Es ist merkwürdig, daß wir über die Motive des Außenministers, die diesen, unterstützt von der Majorität seiner Ministerkollegen und in erster Linie durch den Ministerpräsidenten Daladier, zum Handeln oder vielmehr Versagen bestimmt haben, trotz der Bedeutung des Einsatzes keine Klarheit haben und vielleicht auch nie haben werden, was nur der leugnen wird, der die nachträglich zusammengesuchten Viertels- und Halbwahrheiten als eine Aufklärung hinnimmt. Wir wissen ungefähr, warum Herr Chamberlain nach Berchtesgaden, Godesberg und München ging; der Sinai hingegen, auf dem die Herrscher Frankreichs thronen, bleibt in dieser Hinsicht in Nacht und Schweigen gehüllt. Ist Herr Bonnet, wie manche behaupten, ein Patriot, der aber kein Vertrauen hat in die Widerstandskraft seines Landes und daher dessen Außenposten räumt? Oder hat er unter dem Impuls des Augenblicks stehend und ohne Blick für das Ganze sich durch die Ereignisse, wie sie kamen, und die Situation, wie sie sich ab-

wickelte, haltlos vorwärts- und rückwärts schieben lassen? Oder ist er nur der Sachwalter und der Geschäftsführer des auf seine Gewinnchancen bedachten Großkapitals? Man könnte in diesem Zusammenhang, wenn man hierzu Lust hätte, noch alle die andern Einwendungen, die man in Frankreich gegen den Krieg und seine Folgen gehört hat, der Reihe nach abwandeln. Aber wozu? Uns will scheinen, daß Herr Bonnet im September eine und seitdem noch manche andere Trumpfkarte aus dem Spiel der französischen Politik mit einer beunruhigenden Eile, wohl auf Grund irgend einer vorgefaßten Meinung, aus der Hand gegeben hat. Die letzten Gründe der Handlungen Herrn Bonnets lassen wir auf sich beruhen, schon allein weil uns das persönliche Moment wenig, hingegen umso mehr die allgemeine Folgerung interessiert, die wir aus diesem Einzelfalle ziehen möchten als einem Musterbeispiel und Beleg dafür, daß, wie in der Zeit des Absolutismus, so jetzt in der Dritten Republik die Herren von Frankreich Selbstherrscher sind, die nun freilich sich vervielfacht haben und auch häufig wechseln, wodurch in die französische Politik die Schwankungen, die Unsicherheit des kommenden Tages, die Unberechenbarkeit, ja die Bedrohung für den Bestand des Staatswesens getragen werden.

Frankreich ist entgegen der Theorie nicht eine Demokratie, sondern es wird durch das Parlament regiert¹⁾. Wenn der Abgeordnete als Depositär einer Parzelle der Volkssouveränität in das Parlament einzieht, so erfaßt ihn nach der Bemerkung eines geistreichen Beobachters²⁾ in der Mehrzahl der Fälle der Größenwahn, was sich auch darin kundgeben soll, daß die ungekrönten Herrscher unter sich — seit etwa 1890 — auf dem vetterlichen Duzfuße stehen. Der Souverän aber, statt nun in Eins zusammenzufließen oder sich in ein festes Gebilde von einigen wenigen Gruppen zu kristallisieren, geht sofort, trotz des traulichen „Du's“, in eine nicht leicht zu übersehende Zahl größerer und kleinerer Parteien auseinander, welche Parteien nicht bloß von den Wählerschaften aus in die Körperschaft hineingetragen werden, sondern im Dunstkreis des Parlaments selbst in der Form von Konventikeln immer wieder aufs neue zu entstehen drohen, vergleichbar gewissen Lebewesen, die, dem Zoologen wohl bekannt, sich ebenfalls durch Abspaltung vervielfältigen. Auf diesem Konventikel- und Parteiwesen, in dem das französische Temperament entsprechend seiner Mobilität die ihm genehme politische Form gefunden haben dürfte, fußt, wenn ich richtig sehe, der Einfluß, ja die Existenz des Abgeordneten und, wenn er Minister wird, seine schier hemmungslose Omnipotenz.

Ohne den Rückhalt an einer Partei besitzt der Abgeordnete keinen Einfluß in den Ministerien und auf der Präfektur und also keine Möglichkeit, den erforderlichen Mannasagen für den Wahlkreis, für die kleinen

¹⁾ Carl Schmitt, Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus, 1926.

²⁾ André Siegfried, Tableau des Partis en France.

und großen Wahlmacher und die Wahlkomitees zu beschaffen, wovon die Fortdauer des Mandats bei jedem neuen Wahlturnus letzten Endes abhängt. Und ohne die Gefolgschaft einer Partei keine Geltung in der Kammer selbst und keine Aussicht bei einem Regierungswechsel, wenn eine tragfähige Kammermehrheit durch eine neue Parteikonstellation zu bestellen ist, Unterstaatssekretär oder gar Minister zu werden!

Wäre die Partei ein sachliches Kontrollorgan, so ließe sich gegen dieses parlamentarische Rekrutierungssystem kaum viel einwenden, da nun einmal die Vollkommenheit nicht von dieser Welt ist. Aber die Partei ist kein Aufsichtsrat, vielmehr ist sie von Haus aus eine Kampfesorganisation und sie wird von ihrer Kombattivität beherrscht. Hat man nicht gehört, daß auf dem letzten radikal-sozialistischen Kongreß die Opposition mit dem Sang der Marseillaise zum Verstummen gebracht wurde! Hat daher die Partei, da sie auf den Kampf eingestellt ist, in ihren Reihen einen streitlustigen Hahn, einen zündenden Redner, einen gewiegten Parteitaktiker und Kammerstrategen, so wird sie, selbst wenn dieses Mitglied sich schwere Verfehlungen als Mensch, als Abgeordneter, als Minister zu Schulden kommen läßt, es kaum auszustoßen wagen. Denn damit verlöre sie an ihrer eigenen Stoßkraft, ja sie ließe Gefahr, nun von einem ihrer stärksten Mitkämpfer angegriffen und geschwächt zu werden, sei es, daß dieser bei einer andern Partei Aufnahme fände, was bei dem Reichtum an Parteivariationen und bei der Betriebsamkeit dieser politischen Lebewesen durchaus im Bereich des Möglichen liegt, sei es auch, daß er selbst eine Parteiabsplittierung vornähme, wofür die jedem mächtigen Mann der Republik zur Verfügung stehende Klientele die erste Kernorganisation bilden könnte. Ein kompromittierter Parteigänger hat daher begründete Aussicht, nach einigen Monaten oder Jahren klugen Schweigens in der Partei seine alte Rolle wieder aufzunehmen, ja wie vordem im Vordergrund der politischen Bühne zu stehen.

Die Herren Frankreichs entstammen zumeist einem kleinen Milieu. Man mag in Daniel Halévy's lebensnahem Werk über das Ende der Notabeln³⁾ nachlesen, wie schon in den ersten Jahren der Republik die Großbourgeoisie und der Adel von einem auf Gleichheit erpichten Lande aus den politischen Körperschaften hinweggesetzt wurden, und wie der in den Freimaurerlogen, der Ligue de l'Enseignement und in unzähligen Wahlkomitees organisierte Radikalismus der Kleinbourgeoisie mit steigendem Erfolge und einer zähen Wut ihre Wahlschlachten schlug.

Diese politische Herrschicht des heutigen Frankreichs — eben die Kleinbourgeoisie — ist mir kaum aus eigener Anschauung bekannt. Aber wenn man nach der erbarmungslosen Schilderung Gustave Flaubert's, obschon sie nun schon viele Jahrzehnte zurückliegt, oder den bissigen Bemerkungen Georges Sorel's, dessen Zeugnis auch die

³⁾ Daniel Halévy, La Fin des Notables I, II.

Linksparteien nicht zurückweisen können, die französische Provinz beurteilen soll, so wird man sich keine allzu hohe Vorstellung von der politischen Begabung dieser Kreise machen dürfen. Die streitbare Lust am Politisieren, wie sie hier umgeht, kann nicht ohne weiteres als ein politischer Befähigungsnachweis gelten, es müßte schon sein, daß man den angeborenen Trieb zur Gleichmacherei, der dieser Klasse angeboren zu sein scheint und im 18. Jahrhundert sodann in Dorf und Stadt hemmungslos und mit grausiger Macht alle Dämme und Deiche durchstößt, als einen solchen ansehen will. Auch die von Wahlturnus zu Wahlturnus sich übersteigernde Tendenz der französischen Bauern, Handwerker, Lehrer und Kleinbürger, nach einem Linksextrem zu evolvieren, wofür sich der Kampfboden durch den in der Arbeiterbewegung aufgekommenen Sozialismus und Kommunismus nur noch erweitert hat, wird man kaum zu den die Staatsgemeinschaft fördernden Faktoren rechnen, obschon niemand bestreiten wird, daß die in jedem Staatswesen erforderliche Anpassung der Regierung an die sich wandelnde Gesellschaftsordnung in einem Lande, das sein Schicksal den Majoritätsbeschlüssen ausgeliefert hat, auf keinem andern Wege als dem immer neuer Wahlkämpfe erfolgen kann. Zudem ist zu befürchten, daß die sachlichen und humanitären Überlegungen nicht immer die Hauptsache sind und viel mehr dazu dienen, das noble Firmenschild für die Neidgefühle, den Geltungsdrang und die kombattiven Instinkte der rivalisierenden Parteien und Führer abzugeben.

Den Aufstieg der sozialen Tiefenschichten zum politischen Dasein hatte Gambetta mit Emphase und im Pulsschlag seines pochenden republikanischen Herzens in seiner vielzitierten Rede von Grenoble im Jahre 1873 prophezeit: „Ich sehe sie heraufkommen, diese neue Generation der Demokratie und mit ihr ein neues politisches Personal, eine neue Wählerschaft, die Wähler des allgemeinen Stimmrechts. Ist das nicht für unser Land so überaus bezeichnend, daß es nun, nachdem es so viele Regierungsformen zer schlagen hat, an die arbeitenden Schichten appelliert, um mit ihnen das Experiment der Republik zu machen? Ja, ich spüre, ja ich fühle, ich verkünde das Kommen und den politischen Betätigungsdrang einer neuen sozialen Schicht, die sich nun schon seit bald achtzehn Monaten zur Geschäftsführung drängt und sicherlich keiner ihrer Vorgängerinnen unterlegen zeigt.“ Melchior de Vogüé aber hat diesen heute führenden Teil der französischen Bevölkerung nüchterner die zehntausend Jakobiner Frankreichs genannt, die das Land regieren, sich niemanden unterordnen und keine andere Herrschaft dulden, es sei denn die eigene.

Wenn nun aus diesen Schichten und in einer Nation, die einen gefährlichen Reichtum an ehrgeizigen und intelligenten Individuen enthält, eine Menge Persönlichkeiten als Ärzte, Advokaten, Ingenieure, Lehrer und Professoren hochkommen und sich zunächst, aber nicht immer, als Bürgermeister und als Generalräte in der Provinz betätigen, ehe sie die politische Karriere einschlagen, so bietet diese Auslese kaum die nötige Garantie, daß sie, ein-

mal im Palais Bourbon oder im Luxembourg gelandet und dort dank ihrer Arbeitskraft und Manövrierkunst auf einen Ministerposten erhoben, damit zugleich ein positives Verhältnis zu den Bedürfnissen des Staates und den Geist des Dienstes an der Allgemeinheit mitbringt. Daß manche sich über Gebühr bereichern und in der Ausführung ihrer hohen Funktionen ihr allzu Menschliches zur Schau tragen, zeugt nicht gerade von einem selbstkontrollierten Verantwortungsgefühl. Auch sind die Körperschaften, denen die Minister angehören, nämlich die Partei und das Parlament, nicht in der Lage und des Willens, so wollte uns soeben scheinen, solchem Manko abzuhelpen und die hohen Herren zur Selbstbesinnung zu erziehen.

Es sei mir erlaubt hier einzuschalten, daß die Angehörigen der Großbourgeoisie, soweit sie noch im Parlament vertreten sind, zu ihren kleinbürgerlichen Kollegen keineswegs das erforderliche Widerspiel bilden. Sie halten sich im allgemeinen auf dem durch ihre Erziehung und ihre privaten Interessen gegebenen Niveau und sind als Verfechter ihrer und ihrer Standesgenossen, selbstverständlich für die Prosperität Frankreichs hochwichtigen Geschäfte zu bewerten. Staatsmännisches Empfinden aber und erst recht eine dementsprechende Begabung gehören auch in diesem Kreise zu den Ausnahmen.

Es ist ein schönes Ding um die moderne Theorie der Teilung der Gewalten; wenn sie aber zur Omnipotenz einiger oft ephemärer und aus dem Nichts aufgestiegenen Machthaber der „*république des camarades*“ führt, kann ich mir nicht Ersprießliches darunter denken. Es will mir scheinen, daß in einem richtig konstruierten Staatswesen eine ständige Zusammenarbeit zwischen den Vertretungskörpern und den obersten Behörden stattzufinden hat, die Bürokratie als staatschaffende und staatserhaltende Schicht erzogen und als solche geschätzt werden und, so oft es nötig wird, bei den Ministern zu Wort kommen soll, und die Armeeführung, von deren Tüchtigkeit in den entscheidenden Stunden der Not und Gefahr Gedeihen und Verderb der Nation und des Staates abhängt, von den hohen Herren nicht bloß verhört, sondern auch gehört werden muß. Statt dessen hören wir, daß verdiente Präfekten, weil sie das Mißfallen des Ministers oder einer seiner Kreaturen oder eines angesehenen Abgeordneten erregt haben, von heute auf morgen abgesetzt oder versetzt werden und sie ihre Ungnade nicht etwa auf unmittelbarem Wege erfahren, sondern morgens beim „*petit déjeuner*“ im „*Journal officiel*“ auf Druckpapier mit schreckensvoller Plötzlichkeit zu Gesicht bekommen. So werden Lafaien entlassen — pflegt man in Frankreich zu sagen; aber es ist gar nicht wahr, daß man Lafaien wegschickt, ohne die Form zu wahren.

Auch lasen wir nach der Septemberkrise, daß das Auswärtige Amt von Herrn Bonnet in Haft reformiert wurde und, was noch bedenklicher wäre und jedenfalls ohne Dementi blieb, daß von eben demselben während der Krise der Bericht des Generalstabschefs Gamelin, obschon dieser Bericht, wie man hört, nichts weniger als draufgängerisch war

und vorsichtig das Für und Wider eines Krieges abwog, nur bruchstückweise seinen Ministerkollegen und nach London übermittelt worden sei. Sollte letzteres wahr sein, es wäre eine drastische Illustration zu dem Sage des „cedant arma togae“ und zu der Prophezeiung des Grafen Gobineau (in seinen Streitschriften gegen die Dritte Republik, die als solche zu bewerten, aber noch heute lesenswert sind), es werde noch dazu kommen, daß die französischen Minister einen General für einen mittelmäßigen Kopf halten und als ihren Diener behandeln. Instinkticherere Staatsgebilde als die unsern, das alte Rom, manche mittelalterliche Stadtrepublik, haben darauf gesehen, daß eine organische Verbindung zwischen dem ganzen Apparat der oberen Staatsbehörden und den politischen Körperschaften irgendwie hergestellt wurde, und es ist mein bestimmter Eindruck, da der richterliche Staatsrat, der „Conseil d'Etat“ nicht als das erforderliche Korrektiv gelten kann, daß in dieser Hinsicht in der französischen Republik etwas sehr Wichtiges und Entscheidendes verfehlt und verpaßt worden ist und keine Aussicht besteht, diesen Grundfehler je wieder gut zu machen.

Wenn, wie in Frankreich, die Politik über die Sachlichkeit gesiegt hat, steht es nicht gut, wo man auch in dem Staatsgebäude sich umsieht. Man bemerkt in dem Bürozimmer etwa des Beamten, der Direktiven zu erteilen hat, an einer langen Stechnadel aufgespießt, nicht selten einen hochgehäuften Stoß gedruckter Blätter; es sind die Verordnungen der letzten Monate oder eines Jahres. „Es ist unmöglich, sich darin auszukennen“, jammert der Beamte, „sie laufen von Woche zu Woche und oft von Tag zu Tag ein, oft im Widerspruch zu solchen, die nur um ein wenig zurückliegen; niemand im Ministerium oder Direktorium findet die Zeit, sie unter sich zu vergleichen, sie zusammenzufassen oder gar zu kodifizieren; so fehlt jeder Überblick.“ Hat man aber in einem Ministerium in einer laufenden Sache zu tun, so wird man manchmal in ein Hinterzimmer geführt, in dem die noch unerledigten Aktenbündel von unten nach oben bis zum Plafond aufgestapelt sind und ein Beamter von morgens bis abends schwitzt und sich überarbeitet — ja die treue Seele nimmt oft nach französischer Gepflogenheit noch Arbeit mit nach Hause für die Nachtstunden. „Wir ersticken unter der Last der Aktenmassen, „sous la paperasserie“, wir werden von ihr erdrückt“, heißt es auch da. Das einzige Mal, da ich mit Herrn Poincaré in Berührung kam, nachdem er mit mir über die elsässischen Angelegenheiten gesprochen hatte, ließ er sich, nach einem wohl arbeitsreichen Tage, allein mit mir in seinem nächtigen, riesigen Arbeitszimmer, in dem nur die kleine Stehlampe vor uns brannte, ganz unerwartet müde und weich gestimmt, vor mir gehen und seufzte über die ganz unglaubliche, die trostlose Unordnung in den Ministerien. Und da ich fragte: „Auch im Finanzministerium?“, da antwortete der Mann, der soeben den Franken gerettet hatte: „Auch und gerade in diesem Ministerium!“

Man sieht nicht ein, warum nicht eine intelligente Bevölkerung und ihre Bürokratie im Laufe von einigen Jahrzehnten zu einer moderneren

Organisation erzogen werden könnte, und warum längst Veraltetes und Überlebtes, ein auf so vielen Gebieten rückständiges und verstaubtes System (z. B. ein Verrechnungssystem aus der Restaurationszeit, also einer Zeit, in der das Budget Frankreichs 800—900 Millionen betrug) mit seinem muffigen Geruch die Büroräume erfüllen und von hier aus das schöne frische Leben stiefig machen soll! Nur, damit eine solche Reform möglich wäre, müßten die Vertretungskörper, in denen die Kulissen- und Parteischieberei, die Geschäftigkeit und das Intrigenspiel zuhause sind und auch das Land über Gebühr beschäftigen, ein positives Verhältnis zu sachmännisch geschulten und sachlich entscheidenden Regierungskörpern finden, wodurch Stabilität und objektive Entscheidungen in der höchsten Geschäftsführung gewährleistet und also die Korrekturen vorgenommen würden, von denen ich soeben gesprochen habe. Aber dieses Gleichgewicht wird Frankreich kaum je finden, weshalb es auch müßig ist, nach den rettenden Decemviri und ihrem Zwölftafelgesetz Ausschau zu halten. Überhaupt muß gesagt werden, daß eine Nation von 42 Millionen, wenn ihr eine zentralisierte Staatsform auferlegt wird, eine viel zu amorphe Masse ist, um anders zu leben, als wie es durch den Gang der Ereignisse und den Beherrschungstrieb der Politiker gekommen ist.

Die meisten Fehler und Gebrechen, an denen das Regime leidet, gehen bis in die ersten Zeiten der Republik zurück und erklären sich aus dem Ursprung dieses Staatswesens, das, als ein Kind der Not und der Verlegenheit, im Streite emporkam und bis heute noch einer angeborenen Subjektivität und Hemmungslosigkeit über Gebühr unterliegt. Manche führen den übertriebenen Polizeigeist auf das Anfangsstadium zurück, als die Republik noch bedroht war und überall verborgene Feinde witterte; vielleicht aber handelt es sich hier um eine viel ältere Tradition, die bis in das Erste Kaiserreich, ja noch höher hinaufreicht. Man muß zugeben, daß jedes größere Staatswesen auf ein ausgebildetes Polizeisystem angewiesen ist, will es Bestand haben. Nur soll das Delatorenwesen nicht als die Unterlage für eine versteckte Günstlingsherrschaft dienen, wie sie zum ersten Male während der Dreyfußaffäre im Skandal André in so betrübsamer Weise offen ans Licht trat. Damit komme ich auf ein Grundgebrechen unseres Staates zu sprechen, das, weil im Laufe der Jahre nur immer zunehmend, zu einem Krebschaden der Nation geworden ist, nämlich auf die Stellenjägerei und die daraus resultierende anormale Stellenvermehrung. Auch dies gehört mit zu den Morgengaben der Republik.

Wie von Anfang an, als die Republikaner 1878 endgültig ans Ruder kamen, der Gesichtspunkt der Aemterbesetzung in den Vordergrund trat, und zwar nicht bloß als Stützungsaktion im Interesse der noch bedrohten Republik, sondern auch weil die Parteigänger nun auf klingenden Lohn drangen, das kann man bei den ernstesten Autoren nachlesen. Daniel Halévy schätzt die damals verteilten Aemter und Präbenden auf 400 000; im Laufe

der folgenden Jahrzehnte wurden ihrer immer mehr. Der hervorragende radikalsozialistische Historiker Charles Seignobos berührt in seiner Geschichte der Dritten Republik diese verhängnisvolle Entwicklung, die natürlich nicht ohne Rechtsbeugungen vor sich ging, nur gelegentlich, umsomehr aber kann man sich bei ihm über den Geist des Regimes und über das, was man die Gewinn- und Rentabilitätschancen seiner Partei- und Postgänger nennen kann, aufs vorzüglichste belehren. Dieser Geist wird in dem Zirkularschreiben des Ministerpräsidenten Combes vom 20. Juni 1901 aufs sorgfältigste umschrieben, indem die Präfekten angewiesen werden, „darüber zu wachen, daß die Gunstbezeugungen, über die die Republik verfügt, nur den dem Regime aufrichtig ergebenen Personen und Körperschaften gewährt werden.“

Zum ersten Male wurde ich in diese mir auch heute noch völlig unfaßbare Welt versetzt, als ich vor vielen Jahren als junger Student in einer größeren südfranzösischen Stadt Nachforschungen in deren Archiv zu machen hatte und auf einen völlig unfähigen und ungebildeten Archivar stieß, worauf ich mich schließlich an dessen jüngst entlassenen Vorgänger wandte, der mir nicht nur die nötigen wissenschaftlichen Aufschlüsse gab, sondern mich zugleich über die Ursache seines eigenen Abganges und seiner Ersetzung durch einen unbrauchbaren Nachfolger belehrte: es seien vor sechs Monaten nach den letzten Stadtratswahlen infolge des Sieges der Linksurepublikaner sämtliche städtischen Ämter „bis herab zu den Laternenputzern“, wie er sich ausdrückte, durch ein neues und selbstverständlich ungeschultes Personal ersetzt worden.

Die Gepflogenheit des Regimes als einer geschlossenen Aktiengesellschaft, Dividenden in Form von Ämtern und Präbenden zu verteilen, war erklärlich, ja sogar vielleicht ratsam, solange die Republik gefährdet schien, ist nun aber in die schon gefestigten Zeiten übernommen und mit der Würde eines ungeschriebenen Staatsgesetzes umkleidet worden. Es wird noch jedermann in Erinnerung sein, wie das führende Blatt der Radikalsozialisten, als ein großer Wahlsieg eine Linksmajorität wieder ans Ruder brachte — es war im Jahre 1924 —, im Rausche des Sieges am folgenden Tage ausrief: „Unser die Plätze und die Stellen, und sofort!“, wobei uns noch weniger der Zynismus der Parole, als vielmehr die apathische Ruhe wundernahm, mit der die breiten Massen die Botschaft der radikalen Beutegänger aufnahmen. Und als vor drei Jahren in der Volksfrontregierung der französische und der jüdische Messianismus sich verschwiferten, da vergaßen die modernen Weltverbesserer keineswegs die längst zur Gewohnheit gewordene Gaben- und Ämterverteilung an ihren Anhang und setzten die Altersgrenzen herab, wobei sich aber hinderliche Verdauungsbeschwerden ergaben, da man die Zahl der Versorgungsbedürftigen offenbar überschätzt hatte und es nun oft schwer hält, die erledigten Stellen neu zu besetzen. Dadurch, daß man statt überflüssige Stellen abzubauen, noch leistungsfähige Beamte und Offiziere pensioniert und dem hemmungslos

nachdrängenden Nachwuchs die Aemter vorzeitig öffnet, werden die Ansprüche an eine Staatsversorgung in der ungesundesten Weise immerzu gesteigert, und zugleich wachsen die staatlichen Lasten, also daß heute Frankreich mit seinen 42 Millionen Bewohnern anderthalb Millionen an Beamten und Pensionären zählt, woraus sich, wenn auch nur zu einem geringen Teil, die Verschuldung des reichen Landes erklärt.

Es war eine große Errungenschaft der modernen Zeit, daß mit ihr zugleich das Recht der öffentlichen Meinung und der freien Meinungsäußerung zur Geltung kam, und es bleibt der französischen Republik und dem französischen Volk unvergessen, daß sie dieses Palladium der menschlichen Freiheit und Würde, obschon es vielen Nationen bereits wieder verloren gegangen ist, bis jetzt aufrecht erhalten haben. Wenn die Republikaner das Regime als den Hort der persönlichen Unabhängigkeit und als die Voraussetzung zur individuellen Lebensgestaltung loben, so wird ihnen kein ehrlicher Mensch das Recht hierzu bestreiten. Immer noch ist Frankreich das Land der Freiheit, und es bleibt sogar jedem unbenommen, über die Republik selbst und ihre Einrichtungen und ihre führenden Männer zu sagen, was ihm beliebt, wenn auch der offenerherzige Kritiker wissen muß, daß er dies „à ses risques et périls“ tut und dafür eines Tages möglicherweise büßen wird. Ja, immer noch ist Frankreich das Land der allgemeinen Menschenrechte, in dem die persönliche Würde respektiert und die Verhöhnung und Verknechtung eines Volksteils als eine die Nation entehrende Handlung angesehen wird. Ob freilich die Regierung allein aus Respekt vor der Freiheit diese schonende Rücksicht auf die private Sphäre des Bürgers nimmt, und nicht noch ein anderes, weniger ideologisches Motiv mitwirkt, wird sich jeder fragen, der beobachtet, wie diese selbe Regierung, die eine schonende Taktik zu befolgen und nach Möglichkeit einer entschiedenen Stellungnahme auszuweichen pflegt, plötzlich, sowie sich das Kräfteverhältnis verschiebt, nun fest zuschlägt und Repressalien übt oder bei noch stärkerer Erschütterung des Staatsbestandes mit Maßnahmen von revolutionärem Ausmaß sich hervortragt, um aber sofort wieder zurückzuweichen, sobald ein stärkerer Widerstand, als man berechnet hatte, sich regt.

In dem französischen Naturell und demgemäß auch in seiner Staatsführung dürfte ein Opportunismus, der sich stets auf jedem Irrweg wieder zurechtfindet, zutiefst verankert sein. Hieraus resultiert ein ständiges Oszillieren als das genuin französische Lebenselement und ein Zustand des labilen Gleichgewichts — „notre équilibre instable“ benannte es mir ein bekannter Publizist —, auf denen der unverwüßliche Optimismus und das unerschütterliche Vertrauen des französischen Volkes in sich selbst beruht, während schwerfälligere Nationen in der Illusion des zu erstrebenden Gleichgewichts als eines Ruhezustandes leben. Die virtuosenhafte Lebenseinstellung erklärt auch, daß seit vielen Jahren in einem fast regelmäßigen Turnus das „le redressement commence“ angekündigt wird, worunter man nicht die im Wörterbuch verzeichnete „Wiederaufrichtung“, sondern nur

daß Einrenken einer verfahrenen Situation zu verstehen hat, womit sich der Franzose unschwer zufrieden gibt.

Es ist bekannt, daß in Frankreich, wie in allen freien Ländern, die öffentliche Meinung zu einem guten Teil durch die Zeitung beherrscht wird; aber schon der tiefblickende Jakob Burckhardt hatte gemerkt, wie die Zeitungen, die der Definition nach die Organe unabhängiger Meinungsäußerung sein sollen, wenn sie von ihren Regierungen geleitet oder gar bestochen sind, zu den wichtigsten Requisiten der hohen Regierungskunst, namentlich in den Großstaaten, gehören und dafür zu sorgen haben, daß die Volksströmungen die von hoher Stelle gewünschte Richtung erhalten. In der Tat sind die Zeitungen dem Zugriff der großen Geschäftsleute und der eigenen, ja auch, wie man in den Septembertagen behauptet hat, fremder Regierungen etwa in Form von Geldzuwendungen ausgesetzt. Sollte es wahr sein, was Herr de Révilliz behauptet und geschrieben hat, nämlich daß der Graf de B. im verflossenen September 2 Millionen Pfund deutschen Geldes, also 350 Millionen französischer Franken an die geldhungrige Blätterwelt Frankreichs verteilt habe, weshalb auch nur wenige von den namhafteren Zeitungen gegen den Münchener Pakt protestiert hätten, so würde uns immerhin die Höhe dieser Summe wundernehmen, es müßte schon sein, daß der Goldregen nicht bloß über die dürstende Presse niederging, da unseres Wissens etwa geschäftliche Pressekampagnen mit auffallend niederen Summen bezahlt werden. Damit wäre erwiesen, daß in Frankreich nicht bloß nebensächliche, sondern die lebenswichtigen Interessen der Nation verkauft und verraten werden können, ohne daß die öffentliche Meinung in ihrem Skeptizismus dagegen protestiert hätte, geschweige denn, daß eine Untersuchung und Bestrafung erfolgt wäre. Nach einer andern Lesart hätten die Großbanken und die Großindustrie, als Aktienbesitzer der Zeitungen, diesen die Direktiven gegeben, woraus man schließen müßte, daß in dem hauptsächlichsten Organ der öffentlichen Meinung — eben den Zeitungen — die Geschäftsinteressen der Großbourgeoisie vor den staatspolitischen Erwägungen den Vorrang haben. Auch dies wäre noch schlimm genug.

Es gehört zu den menschlich sympathischen Zügen des französischen Staatswesens, daß es sich, entsprechend seinem naturgegebenen Charakter, nicht als eine autoritative Erziehungsanstalt aufspielt und sich fern hält von der widerlichen Heuchelei der „Moralisten“ unter den Staatsgebilden. Aber es ist doch wohl nicht gut, daß in Frankreich die offiziellen Ergüsse von Wohlredenheit triefen, und daß jeder, der durch das politische Geschäft vorankommen will, dem Volke über Gebühr nach dem Munde redet. Vor vielen Jahren schon las ich an den Sitzsäulen von Straßburg das Programm einer neuen Partei, das sich zusammenfaßte in der verbalen Verwirklichung: Wenig Arbeit, viel Lohn, menschenwürdiges Dasein! Das Programm, wenn auch nicht die betreffende Partei, hat seitdem Schule

gemacht. Ein verständiger Industrieller aber ließ sich neulich vor mir zu dem neuen Evangelium mit folgendem Kommentar vernehmen: „Wenn ich früh morgens aufstehe“, sagte er, „weiß ich, daß ich bis zum Abend arbeiten werde. Wenn sich Frankreich nicht zu der biblischen Ansicht bekehren kann, daß unser Leben Mühe und Arbeit ist, was soll daraus werden? Der Bauer weiß, daß er im Schweiße seines Angesichtes sein Brot essen muß, und das ist das Naturgegebene. Aber die Arbeiter und sogar die Leiter der Betriebe haben keine Freude mehr an ihrem mühseligen Beruf. Auch der Finanzminister übt an unseren Fabrikanten Kritik, wenn er behauptet, es brauche hundertfünfzig Jahre, bis Frankreich sein veraltetes Betriebsmaterial erneuert habe.“ „Aber“, warf ich mit Ungeduld ein, „wenn dieses Material auf den Stand der modernen Technik gebracht würde, dann könnte doch das von der Volksfront vorausgenommene Zeitalter Austraas wiederkehren?“ „Sicherlich“, meinte mein kritischer Fabrikherr, „werden auch in Frankreich die Maschinen verbessert, wenn auch nicht mit der Selbstverständlichkeit wie anderwärts. Aber ist das ein Glück? Das ermöglicht uns, Arbeiter auf die Straße zu setzen. Es mag einige Betriebe geben, die besonders hohe Gewinne abwerfen und den alten Bestand an Arbeitern aufrechterhalten könnten und sollten; aber unser Betrieb kann das nicht — schon wegen der Weltkonkurrenz.“

Trotz vielleicht trüber Aussichten kann sich Frankreich immer noch dem Wohlleben hingeben; so reich ist dieses Land! Das Wohlleben aber ist für den Franzosen, wie für alle Bewohner reicher Länder, voller Verführung. Darum auch ist das französische Volk zugleich müde und liebt den behaglichen Lebensgenuß und will nichts wissen von Krieg und Kriegsgeschrei. Als die Niederlage Frankreichs von München nach Paris und allerorts gemeldet wurde, bedeckte sich das ganze Land mit blau-weiß-roten Fahnen, in großer Hast wurden die Straßen auf die Namen der Friedensfürsten Daladier und Chamberlain getauft und das Volk strömte durch die Gassen auf die öffentlichen Plätze, um das wilde Jakobinerlied zu singen, in dem die Rede ist von dem Tag des Ruhmes, der drohenden Standarte der Tyrannen und dem unreinen Blut des Feindes, das die Furchen des französischen Bodens düngen solle. Großer Gott! was war das für ein Tag des Ruhmes, dieser 29. September, und warum kehrte Daladier am folgenden Tage als ein Triumphator zurück, umtobt von dem Jubel der tosenden Menge? Unter den wenigen mannhaften Worten, die ich über diesen Tag gelesen habe, sind mir die des Generals Brécard, des früheren Gouverneurs von Straßburg, in Erinnerung geblieben, der, ein Augen- und Ohrenzeuge des hysterischen Jubels, sich in die Untergrundbahn flüchtete, um dem nicht mehr menschlichen Geschrei zu entgehen. Daß jeder im stillen Kämmerlein sich freute, dem entsetzlichen Krieg entgangen zu sein, ist menschlich; aber daß man, wie in England, so in dem in erster Linie betroffenen Frankreich die Niederlage als eine tolle Siegesfeier beging, zeugt von der politischen Instinklosigkeit der Nation.

Zwei von Heldentum und Opfermut überströmende Erhebungen Frankreichs gegen die Invasion haften in der Erinnerung der Nachwelt: Die eine endete mit dem emphatischen Gestus des hochherzigen Versingetorix vor dem römischen Sieger an den Mauern Alejia's, die andere mit dem Friedensschluß von Frankfurt, der Deutschland Elsaß-Lothringen gab. Es sind zwei Niederlagen, und schon darum hört man nicht gern, wenn in offiziellen Reden und in privaten Gesprächen im Inland wie im Ausland immer wieder verkündet wird, daß sich in den Tagen der Not Frankreich stets zusammenfinden und in mannhaftem Heroismus dem Gegner, der seinen Boden betritt, stellen werde. Auch wirken diese in formelhaften Redewendungen sich wiederholenden Beteuerungen gerade das Gegenteil von dem, was sie wirken sollen, wie immer, wenn man Selbstverständliches noch ausdrücklich erhärten zu müssen glaubt, ja sie untergraben das Vertrauen in die Widerstandskraft und in den Patriotismus einer Bevölkerung, die in der naturgegebenen Anhänglichkeit an den Boden, den sie bewohnt und bebaut, in dem Stolz auf ihr Blut, von dessen Vorzug, was man auch sagen mag, sie wie jede große Nation im innersten Herzen überzeugt ist, und in einem sentimental, familienhaften Gemeinschaftsgefühl sehr starke Bindungen besitzt, wiewohl diese Bindungen nicht immer vor dem innern Hader, der in Frankreich nimmer aufhört, Stand gehalten haben, ja sogar es vorgekommen ist, daß im Antlitz des Feindes und mit Rückenbedeckung an ihn, ein Frankreich das andere bis aufs Messer bekämpft hat.

Es wird keiner mehr seit dem 30. September so leicht behaupten können, daß die französische Nation den erforderlichen Anteil nimmt am Schicksal ihres Gemeinwesens, es müßte schon sein, daß die Grenzen selbst in Gefahr seien. Auch die Volksvertreter, der Definition nach die Träger des Staatsgedankens, in Wahrheit aber die Treibhauspflanzen der Partei, identifizieren sich mit dem Staatsinteresse keineswegs so, daß sie eine innere Verbundenheit mit dem Staatsgebilde fühlen, dessen Sachwalter zu sein ihre Aufgabe ist, weshalb man sich erst, wenn das Unheil naht und sich seine Folgen bereits entwickeln, in diesem hohen Kreise über den Ernst der Lage einigermaßen klar wird. An diesem 30. September konnte jedem klar werden, daß — man entschuldige die pedantische Abwandlung über einen Satz des jungen Hegel — der französische Staat und der Geist des französischen Volkes mehr auf die Ruhe des Friedens und den Zustand des Genusses eingestellt sind, als auf die Bewegung des Krieges, der Außergewöhnliches an die Beherrschten fordert.

Es ist bezeichnend, daß die republikanischen Autoren, wie um das Regime zu entschuldigen, immer wieder betonen, daß die höchsten Leistungen in Frankreich außerhalb oder am Rande des Staates durch persönliche Initiativen erfolgen; der konservative Daniel Halévy aber setzt in einem aufschlußreichen, vor einigen Jahren in der „Revue de Genève“ erschienenen Artikel auseinander, daß alles, was die Größe des Frankreichs der Dritten Republik und wo nicht seine Größe, so doch seinen Charakter ausmache,

durch einige wenige Männer oder kleine Gruppen von Männern oft ohne Wissen, ja manchmal im Gegensatz zum Parlament und regelmäßig ohne Anteilnahme des Volkes geschaffen worden sei: die moderne Universität durch die Professoren Gréard und Liard, die in ihrer Geisteshaltung beunruhigende Volksschule durch drei protestantische Theologen Pécaut, Buisson und Steeg, die ersten Ansätze zu einer sozialen Gesetzgebung durch einen Beamten Arthur Fontaine, das Kolonialreich durch etliche Offiziere, Monteil, Gallieni, Liautey und wie sie alle heißen, die auswärtige Politik durch einige Chauvinisten, die der Vergeltung für 1870 lebten, der Große Generalstab auf Grund eines Paktes zwischen Gambetta und dem reaktionären General Miribel.

Mir war vergönnt, einem der Erlesensten aus dieser erlauchten Schar näher treten zu dürfen: dem Marschall Liautey, und ich kann insolgedessen ermessen, welch' ein großes Glück für eine Nation solche Naturen, in denen der Schwung des Charakters und des Geistes sich paart, bedeuten. Der Marschall hatte noch im Alter den Tiefblick des Genies, die schöpferische Lust des Gedankens, stets die einfachste und treffendste Formulierung und die an nahen wie fernen Wirklichkeiten sofort und unausgesetzt sich entzündende, großartig zur Aktion drängende Phantasie. Trat er mit dem leichten Schritt des Franzosen und ohne jede Pose irgendwo ein, sofort, auch wenn man ihn nicht kannte, sah alles auf ihn und spürte in ihm den von der Natur geschaffenen und auserkorenen Führer. Wie schäbig sich die Herren der Dritten Republik — es war das Ministerium Painlevé — gegenüber dem Schöpfer Marokkos benahmen, ist hier nicht näher auszuführen. Aber bis zum Ende seines Lebens führte der aus voller Schaffensfreude herausgerissene alte Herr als eine gedienter, tüchtiger Offizier seine muster-gültig auf Regalen geordneten Dossiers und schrieb methodisch jeden ihm unbekannten Namen auf, den man ihm nannte, als stehe er vielleicht doch noch irgendwo und irgendwann vor einer großen Aktion, die ihn von der Überfülle seiner ihn Tag und Nacht bedrängenden Gedanken befreien und Frankreichs Ruhm erhöhen würde.

Man erkennt die gleiche geistige, wenn auch auf kleinere Kreise beschränkte, intensive Lebensgestaltung in den modernen Aposteln der Kirchen, dem Père de Foucauld, der in die brennende Wüste sein übervolles Herz trug, den Priestern, die die „rote Zone“ von Paris befehren und betreuen, in den Protestanten und Calvinisten, die bei aller Nüchternheit ihrer Religion begeistert ihre Nächstenliebe sozial betätigen. Man erinnert sich, daß aus der französischen Kirche so viele große Heilige hervorgegangen sind und aus der Nation so einzigartige Erscheinungen wie der heilige König Ludwig und das ekstatische Hirtenmädchen von Domrémy, daß Frankreich, da es noch klein an geographischem Umfang war, mit seinen welterleuchtenden Gedanken bereits die ganze Christenheit beschenkt, befruchtet und zum Blühen gebracht hat und seit damals und fast bis heute eine Kunst und eine Literatur immer wieder schöpferisch erneuert und gestaltet, die jeder-

mann, der Sinn hat für diese Schönheit, als eine besondere Gnade des menschlichen Schicksals empfinden muß. Es ist merkwürdig, daß dieses Volk, dessen Individuen sich sehr im Zügel halten und auch in ihrem Verkehr mit den andern bei allem persönlichen Wohlwollen eine gemäßigte Temperatur und das kluge Maß- und Distanzhalten lieben, infolge einer eigentümlichen Anomalie doch auch wieder die großen Spiritualisten und die inbrünstigen Naturen hervorbringt, und auf diesen die Größe und die Bedeutung, ja der eigentümliche Charakter der Nation beruht.

O Stern! O Schiff Frankreich, zurückgestoßen und vom Wege
lange abgeirrt!

halt' Stand, o schweifender Planet! O Schiff, fahr' zu!

(Walt Whitman, O star of France.)

* * *

Wenn ich die derzeitigen Leiden Frankreichs, seine Größe und seine Schwächen mehr in der Form der Andeutung, als in der eines breitausgeführten Gesamtbildes zur Darstellung brachte, so wählte ich diese Art der Betrachtung, weil ich bloß das, was mir faßbar schien, dem Leser und mir selbst deuten wollte. Dabei bin ich mir wohl bewußt, trotzdem ich die aphoristische Form gewählt habe, daß ich mit meinem Urteil keineswegs zurückhielt, ja es mit einer Bestimmtheit formuliert habe, die meinen Freunden aus dem Innern Frankreichs, wenn ihnen je diese Seiten zu Gesicht kommen sollten, als eine Übertreibung erscheinen würde und als dem Geiste der Wirklichkeit widersprechend, die aus unendlich vielen Nuancen zusammengesetzt sei und daher nicht mit wenigen starken Strichen umrissen werden könne. Doch auch sie werden mir zugeben, daß ich den Problemen der unsicheren Zukunft vorsichtig aus dem Wege gegangen bin. Auch kann ich auf die Frage, ob Frankreich einer Erneuerung entgegengehe, keine Antwort geben; es fehlt selbst in Frankreich nicht an solchen, die sich zur Führerschaft berufen glauben. Diese und noch andere Zukunftsfragen überlassen wir den künftigen Historikern, die einst der Nachwelt den Gang der nun kommenden Ereignisse erklären werden. Uns aber schien, daß die Art, wie Frankreich die lebenswichtigen Geschäfte der Nation besorgt, keineswegs eine zufriedenstellende genannt werden kann, ja Anlaß gibt zu schweren Bedenken und großer Sorge, die durch den heitern Optimismus unseres Volkes um nichts gemindert werden.

Ich bin kein Journalist, der auf Interviews ausgeht; ich bin auch kein passionierter Reisender und kenne insolgedessen nur einige Ausschnitte aus dem schönen französischen Land aus unmittelbarer Anschauung; aber ich habe mit meinen französischen, worunter auch elsässischen Landsleuten viele Gespräche geführt, und, wenn darin irgend etwas aufblitzte, habe ich mich stets bemüht, das unterirdische Terrain, das hierbei unter Beleuchtung

kam, soweit meine Fassungskraft reichte, zu ergründen. Im übrigen ist für mich kein Zweifel, daß der Elsässer die französische Nation nicht so, wie diese sich selbst empfindet, sondern nur so wie sie ihm erscheint, zur Darstellung bringen kann.

Das Meißnerfest, die Jugend und die deutsche Gegenwart.

Von Johannes Brod †.

Vorbemerkung der Schriftleitung.

Es wird nachstehend ein zeitgenössischer Bericht über das Fest auf dem Hohen Meißner wiedergegeben, welches sich vor kurzem zum 25. Male jährte. Derselbe erschien seinerzeit in einer vermutlich nun längst verschollenen Zeitschrift „Der Wanderer“; Verfasser war ein junger Historiker, 1887 zu Göttingen geboren, 1915 als Kriegsfreiwilliger vor Dünaburg gefallen. Sein hinterlassenes Buch „Die Vorgeschichte der schleswig-holsteinischen Erhebung von 1848“ (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, zweite Auflage 1916) wurde von der Fachkritik gerühmt, angesichts seines überparteilichen Standpunktes auch ins Dänische übersetzt. — Unser Nachwort zieht die Linien zur Gegenwart aus und erweist so die Bedeutung, welche jene Vorgänge noch für uns haben können.

Nun sitzen wir längst wiederum zerstreut in unseren Städten und Stuben, ein jeglicher in seinem Winkel des lieben Vaterlandes, wie bevor wieder ehrbar angetan mit der mehr oder weniger mißfarbenen Alltagsuniform nebst wohlgestärktem Kragen und den übrigen Abzeichen biederer Bürgertums — und fern entrückt liegt unsere Höhenfeier, licht und unwahrscheinlich über der Reihe der Werkstage wie ein Traum. Geträumt haben wir manchesmal über den Büchern von solchem Jugendfeste; jetzt aber ist's einmal Wirklichkeit geworden, volle und schöne, die es wohl wert ist, daß noch manchem von ihr erzählt werde.

Diese mitteldeutsche Berglandschaft — wer sie recht kennt, der kennt sie nicht bloß im lieblichen Blau und Grün und Gold des Sommers, auch unter schwerhängenden Herbstwolken, in den einfachen kühlen Tönen von Grau und Braun, unter denen die weichen Hügelformen sich erheben zu heroischen Gebirgen, „wo finstre Mächte ungebrochen hausen“. An einem solchen Tage stiegen wir aus dem Werratal hinauf zur Burg Hanstein, am Vorabend des Festes. Und es war ein schönes, starkes Bild, eins wie es der alte Burghof wohl lange nicht mehr gesehen hatte, all diese frische Jugend in den grauen Mauern unter dem kalten Abendhimmel, wie sie dichtgedrängt ernsthaft lauschte, während durch die Spitzbogen der Tore, den Rednern über die Schultern, die grauen Berge herein sahen! — Am Morgen aber, als rings aus den Dörfern die Scharen zum Hohen Meißner